

Takeyama Michio

Staatsangehörigkeit

Übersetzt von Detlev Schauwecker, Kyoto

Es war 1939. Ein Westler wandte sich mit einem recht ungewöhnlichen Anliegen an mich: ich solle ihn adoptieren und in mein Familienregister aufnehmen, nur für einen Tag.

Er war infolge von Ernährungsmangel abgemagert und trug im bleichen Gesicht, das braunes Haar säumte, eine dicke Brille für Kurzsichtige. Wenn er in seiner schmutzigen Kleidung still und mit vorgeschobenen Schultern ins Haus trat, breitete sich um ihn ein eigentümlicher Geruch aus. Er sprach leise und mit tiefer Stimme. Ich hatte nicht gewußt, daß es auch unter Westlern derart trostlose Gestalten gab, und mir wurde schwach, wenn ich mich ihm zuwandte. Er brachte wiederholt vor:

“Sie sind ein Jahr älter als ich, sind Hausvorstand und Sie haben keine Kinder. Alle Voraussetzungen sind erfüllt. Wenn Sie mich in Ihr Familienregister aufnehmen, eröffne ich am Tag darauf eine eigene Seitenlinie und werde deren Hausvorstand. Ich falle Ihnen überhaupt nicht zur Last.”

So oft ich ablehnte – dieser Mann gab nicht auf. Keine drei Tage verstrichen, da kam er wieder, um seinem Anliegen beharrlich und mit verschiedensten Argumenten Gehör zu verschaffen.

Für seine Besuche wählte er gern dunkle Abendstunden, wenn Luftschutzübungen waren. Es geschah aus Vorsicht, seine Schritte zu verheimlichen, doch schien noch eine andere Laune mitzuspielen. Damals waren Lebensmittel knapp und Leute sollen Weizenmehl unversetzt gegessen haben. Wer daher zu Abend kam und einmal Platz genommen hatte, rechnete allem Anschein nach auch damit, daß man ihm ein Abendessen vorsetzte. Da es jedoch im Hause keine Lebensmittel gab, konnte ich unerwartete Gäste nicht bewirten. Wir saßen uns mit leerem Magen gegenüber und setzten das sonderliche Gespräch bis tief in die Nacht fort.

Ursprünglich hatte er an einer deutschen Universität ein Studium der Philosophie abgeschlossen, besaß daher eine beachtliche Allgemeinbildung und ich habe von ihm viel gelernt. Doch fehlten ihm sozusagen Hände und Arme, um durch Notzeiten zu kommen. Sein Alltag, so schien es, wurde immer mühseliger. Er lebte an der äußersten Grenze der Armut. Zudem war er in Dingen, an die er sich einmal hielt, unbeugsam und hatte als politischer Flüchtling im Elend den festen Glauben, daß irgendwann der Tag komme, an dem diese Not vergolten werde. Er führte in dem fremden Land weiterhin das Wanderdasein eines Junggesellen und fern davon, dieses Dasein zu beklagen, war er im Gegenteil stolz darauf und bekannte, homosexuell zu sein, ein Päderast.

“Die Ostasiaten haben in ihrer Ansicht über Frauen recht”, war seine Ansicht. “Tritt eine Frau hinzu, verflacht zwangsläufig das Gespräch. Alle großen Ideen wurden seit alters her aus dem Eros unter Männern geboren.” Und er erörterte das Thema in aller Ausführlichkeit. Dabei zitierte er aus alter und neuer Philosophie und Literatur seit den alten Griechen. Typisch für Leute vom Norden, entwickelte er zu allen Dingen komplex und schwer verständlich eine hohe Metaphysik und fand erst Ruhe, wenn er sie als Beweis hingestellt hatte.

Dieser Mann, der auch sommers einen Mantel mit Bommeln unten am Saum trug, der Mehl unversetzt aß und dabei in einem Traum von abstrakten Ideen lebte, dieser Mann kränkelte zudem. Er litt an Asthma. Wenn er in mein Zimmer trat, gab seine Kehle manchmal eine Art von Pfeifton von sich. Er ließ sich dann eine Weile schweigend nieder, zog irgendwann eine kleine Büchse aus der Manteltasche, entzündete ein gelbes Pulver auf der Innenseite des Deckels und schnüffelte mit geschlossenen Augen am Rauch. Das Zimmer war voll von dem Geruch, wenn er die Angelegenheit seiner Adoption wieder vortrug.

Wenn wir uns beide mit leerem Magen gegenübermaßen und er sah, daß ich auch zu fortgeschrittener nächtlicher Stunde nicht auf sein Anliegen einging, gab er schließlich auf und streckte für diesen Tag erst einmal die Waffen. Er erhob sich, als wolle er auf ein anderes Mal setzen, und zog mit vorsichtigem, müdem Schritt in die dunkle Nacht hinaus. Es war irgendwie unheimlich.

Meine Frau meinte achselzuckend: “Du kannst noch so sehr hier Hausherr sein – dein Vater, deine Verwandten werden nie einwilligen! Oh, nein – der und unser Adoptivsohn!”

Dieser Mann – sein Name war Leonhard Tulpe – war Jude. In einem wohlhabenden Hause in Süddeutschland geboren, hatte ihn ein japanischer Student, der dort studierte und ihn kennengelernt hatte, nach Japan eingeladen. So war er gekommen und infolge der dramatischen Veränderungen in seinem Land

dann völlig heruntergekommen. Da man in seinem Land Juden verfolgte, wollte er auf irgendeinem Wege seine Staatsangehörigkeit aufgeben und sich in einem anderen Land einbürgern lassen. Ihm erschien es daher das beste, sich von einer japanischen Familie adoptieren zu lassen.

Damals konnten zwischen Japan und Deutschland Briefe noch verkehren. Manchmal zeigte er mir eine der Postkarten, die aus seinem Heimatland eingetroffen war. Es waren einfache Karten, die vom Alltag berichteten, so etwa folgender Abschnitt:

“... Der Bub ist mit seiner Krankheit endlich außer Gefahr. Der Arzt hat sogar zweimal freundlich vorbeigeschaut und ihn untersucht. Er meinte, es sei nun wohl in Ordnung. Endlich sind wir beruhigt. Wir beten, daß er sich von nun an ausreichend ernährt und alles einen günstigen Verlauf nimmt.”

Herr Tulpe erklärte den Brief so:

“Das Schreiben meint folgendes: Unsere Familie hat wegen der Nazis zweimal eine strenge Hausuntersuchung über sich ergehen lassen müssen, sie verlief gut. Da wir aber wirtschaftlich in größter Not sind, sorgen wir uns um die Zukunft.”

Er hatte dann auch im gleichen Stil einen Brief abgeschickt.

“... In Japan ist es Winter, doch im Vergleich zu Deutschland unvergleichlich leichter erträglich und besser auszukommen. Ich kann ohne Mantel ausgehen. Ich lebe davon, Japaner in Deutsch zu unterrichten. Es macht mir sogar Spaß, denn Japaner haben klassische Literatur gern und sprechen mich manchmal im altväterlichen Deutsch an, wie es unsere Vorfahren benutzt haben.”

Schlüsselt man die Zeilen auf, ergibt sich:

“Es ist der gleiche Faschismus, in Japan jedoch nicht so streng wie in Deutschland, und eine Verfolgung des einzelnen bleibt aus. Unter intellektuellen Japanern ist Liberalismus alten Stils verbreitet.”

Nach dem, was Herr Tulpe sagt, wird der Postverkehr in seine Heimat zweimal zensiert. Jeweils von japanischer und von deutscher Seite. Besonders die Zensur deutscherseits ist streng. Der Inhalt der Nachricht wird von den Behörden gesichtet und registriert, alle Gedanken und Handlungen des einzelnen werden beobachtet. Da zwischen den Zensurbeamten der hiesigen deutschen Botschaft und des Heimatlands enge Kontakte bestehen, wird, was der einen Seite bekannt ist, sofort der anderen mitgeteilt.

Ich war betroffen.

“Ja, aber die Zensurbeamten können sich doch nicht jeden einzelnen merken!”

Nun blickte er mich verwundert an.

“Die gesamten Daten werden gesammelt. Sie nehmen es aber leicht, Sie! Auch über Sie, die Japaner, über die Germanisten usw. gibt es regulär Listen und Karteikarten, wer welche Ansicht veröffentlicht hat oder vertritt. Anders als in Japan entwickelt man in Deutschland zu allem eine Methode. Derzeit sind bei der deutschen Botschaft Japaner angestellt und tun diese Arbeit unter fachlicher Anleitung. Vielleicht überprüft Sie gerade einer Ihrer ehemaligen Kollegen ...”

Ich war halb im Zweifel und hatte von dem, so wie er es ausführte, das Gefühl, etwas davon könne zutreffen. Die Heranbildung einer konspirativen Gruppe war offensichtlich in vollem Gange, und ich spürte auch in meiner Nähe unter Japanern Leute, die sich offensichtlich und selber ahnungslos da haben hineinziehen lassen.

Er sagte dann:

“Da die Post mit Sicherheit zensiert und registriert wird, schreibe ich in den Briefen einen Teil zur Lektüre der Zensurbeamten. Wenn mich zum Beispiel jemand verleumdet hat (Verleumdungen erreichen unter deutschen Japanresiden-ten derzeit ein schreckliches Ausmaß), schreibe ich andeutungsweise, ich sei mit der betreffenden Person in einer peinlichen Geldschwierigkeit gewesen. Damit verliert die Verleumdung an Glaubwürdigkeit. Seit einiger Zeit grassiert ein japanisch-deutsches Austauschfieber; als ich daher dem Zensurbeamten mitteilen konnte, ich setzte mich für Austausch in vollem Maße ein, wurde es für mich vergleichsweise sicherer.”

Er stünde, sagte er mir, von japanischer Seite unter keinem besonderen Druck. Es gibt nicht wenige Hilfsbereite, er wendet sich mit Bitten von einem zum anderen, arbeitet auf diese Weise als Lehrer oder bei einem kulturellen Projekt und bestreitet davon seinen Alltag. Keiner hat hier in Japan eine klare Vorstellung davon, nach Ariern und Juden zu unterscheiden. So war er einmal zur Polizei vorgeladen, wo ihn die Beamten, die Deutschland verehrten, als Deutschen willkommen hießen. Im stillen hatte er bitter aufgelacht. Auch auf der Behörde ist das Verhalten der Japaner klassisch und naiv. Nur gerät er in Verlegenheit, wenn japanische Beamte all ihre Materialien der deutschen Botschaft zustellen, um die sie die japanischen Behörden ersucht. – Er war auf diese Art eifrig bemüht, Nischen des Wohlwollens ausfindig zu machen, die aus der Deutschland-Sympathie des Japaners und – andererseits – seiner Unwissenheit, seinem Unverständnis entstanden, um sich dort zu verbergen.

Für Tulpe stellte sich ein dringendes Problem, das ihn zu baldiger Lösung zwang.

Das Visum in seinem Reisepaß lief im März aus. Er mußte daher beim Konsulat in Yokohama vorstellig werden, um es zu erneuern. Man hätte es ihm

erneuern können, doch ihm dann auf den Paß ein großes “J” gestempelt, was besagte, daß er Jude sei. Sein jetziges Visum war aus der Zeit des Liberalismus, als es so etwas nicht gab. War ihm einmal das Brandzeichen aufgedrückt, blieb ihm zwar die deutsche Staatszugehörigkeit, doch wurde ihm die Schutzgarantie als deutschem Volksangehörigen nicht länger zuteil, dafür nur Verfolgung. Da er sich hiermit freiwillig an die Kette gelegt hätte, mußte er irgendwie dafür sorgen, innerhalb der kommenden drei Monate die deutsche Staatsangehörigkeit abzulegen.

Darüber, welche Behandlung ein Jude deutscher Staatsangehörigkeit erfuhr, klagte er immer wieder eindringlich .

Nicht allein, daß Juden jegliche Form von Verachtung und Entehrung erfuhr, es war die Politik jenes Landes, ihre Existenz unmöglich zu machen. Eine Beamtenstelle können sie nicht einnehmen, ein Geschäft nicht betreiben. Man soll auch einige tausend Juden mit der Erklärung, sie umzusiedeln, in Züge gesetzt haben, die eine Nacht in einer Schneegegend hielten, um sie dem Gefriertod preiszugeben. Zudem war es Juden nicht erlaubt, mit mehr als zehn Mark das Land zu verlassen, weshalb auch ein Umzug ins Ausland nicht möglich war. Man wollte sie allmählich aussterben lassen. In dieser Hinsicht waren Leute wie er in weit glücklicherer Lage als die Genossen daheim, und vor allem war unter den Achsenmächten Japan, einzig deswegen, weil es von diesen Vorgängen nichts wußte, human. – So seine Worte, und er hatte gegenüber Japan ein Gefühl des Danks.

Ich konnte, je mehr ich zuhörte, die Unmenschlichkeit dieser Politik und Methode fast nicht glauben. Geschieht das denn wirklich im zwanzigsten Jahrhundert, zudem in jenem Deutschland? Doch wie nach dem Krieg berichtet wurde, erreichte die Zahl der getöteten Juden sechs Millionen; was er mir erzählte, hat alles gestimmt.

Bei den Europäern gibt es auch unter Leuten von recht hoher Bildung nicht wenige, die gegenüber Juden nahezu körperlich eine Abscheu oder Furcht empfinden. Mit solchen Leuten hatte ich auch schon diskutiert über die völlig abstruse offizielle Erklärung von der Gesamtschuld: weil man Jude sei, müsse man das eigene Blut, mit dem man zur Welt gekommen war, unterschiedslos sühnen. Immer folgten solche Gespräche einer schwierigen Logik, mehr noch, ich konnte den Sachverhalt gar nicht klar fassen. Er blieb mir unverständlich, und ich konnte bloß mit den Schultern zucken. Auch unter Deutschen gab es natürlich Leute, die sich dieser Ideologie nicht beugten, doch auch sie verstummten allmählich. Die Mehrheit machte schließlich das neue Gedankensystem zum Glaubensartikel. Einzig der verstorbene Petzold hatte bis zu Ende

das Alleinsein unerschrocken durchgestanden. Dieser hochgesinnte alte Mann von starkem Charakter hat wirklich gelitten.^(Ann. 1)

Ich hatte damals Kontakt zu Deutschen in Japan und wußte, wie schrecklich es ist, das Volk eines Polizeistaats zu sein, der von einer wild gewordenen Ideologie beherrscht wird. Andersdenkende werden in einer Diktatur, welche die Grundrechte des Menschen mißachtet, in Furcht versetzt. Dieser Schrecken kam bald auch auf uns zu, auf den Durchschnittsjapaner; doch war die Zeitspanne einfach kürzer, und es war im Vergleich zu Deutschland ein leichteres Auskommen, da lauter Maschen zum Durchschlüpfen bestanden.

Einmal kam Tulpe wieder zu mir und sprach wie immer darüber, seine Staatsangehörigkeit abzulegen.

Er hatte verschiedenerlei unternommen, doch nichts war ihm geglückt. Wenn ich von den Versuchen und ihrem Scheitern hörte, hatte ich das Gefühl, einen kleinen zappelnden Vogel vor mir zu haben, der sich im Netz verfangen hat und hilflos mit den Flügeln flattert.

Er war einmal Hauslehrer beim mexikanischen Konsul und genoß in dem Hause Vertrauen; so dachte er daran, er könne mit dieser Hilfe einen Reisepaß vom Völkerbund bekommen. Doch unglücklicherweise kehrte der Konsul in sein Land zurück und selbst, wenn er in Tokyo geblieben wäre, war das Vorgehen wenig erfolgversprechend. Dann wieder dachte er daran, die spanische Staatsangehörigkeit zu erwerben, da seine Vorfahren – die Mutter war jüdisch – im 17. Jahrhundert von Karl V. aus Spanien vertrieben worden waren. Das war möglich, doch die Lage war nicht günstig. Wenn er nämlich jetzt spanische Staatsangehörigkeit beantragte, würde man ihn in jedem Fall als Kommunisten einstufen. Er geriete, selbst wenn er den Nazis entkäme, der japanischen Staatspolizei in die Hände. Und die täte, was die Nazis ihr sagen.

“Auf der deutschen Botschaft wollen sie mich für immer als Deutschen belassen und quälen. Es sieht nicht danach aus, daß sie mir dort schlichtweg die Staatsangehörigkeit aufkündigen. Ich bitte Sie, setzen Sie sich für mich ein, bestehen Sie mit Nachdruck auf meiner Adoption! Versuchen Sie es!”

Bei den Worten richtete er die Augen auf mich und sah, da ich schwieg, mit einem Blick des Vorwurfs zu mir auf.

In sein wächsernes Gesicht, das, obwohl abgemagert, gelblich aufgedunsen war, trat ein Ausdruck des Leidens.

Sein Blick ließ – der Vergleich ist schlecht – an die Augen eines geschlagenen Hunds denken. Ich hatte das Gefühl, als spiegele sich hier das Leid jahrtausendealter Knechtschaft, von der ich einmal gelesen hatte.

Ich war in schrecklicher Verlegenheit. Da kam mir plötzlich ein Gedanke:

“Unter den Bekannten in meiner Verwandtschaft ist jemand, der früher einmal Metropolit-Polizeipräsident der Hauptstadt war. Ein Mann, der Verständnis hat. Ich werde ihn einmal näher um Rat angehen: ob im Inland in einem Fall wie bei Ihnen derart unmenschliche Verfolgung von einer fremden Macht ausgeübt wird, und wenn ja, ob man die japanische Seite nicht um Schutz ersuchen kann. Ich denke, wir können eine beruhigende Antwort bekommen.”

Auf meine Worte hin schrie er mit einem “Oh!” auf. Er gab dann einen stechenden Laut von sich und sog Luft ein, erhob sich vom Stuhl und stand da wie abwesend starr vor Schreck, die Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. In Romanen steht oft, daß sich die Gesichtsfarbe ändert; ich hatte es mit eigenen Augen nur noch nie gesehen. Seine Gesichtsfarbe war in dem Augenblick ganz aschfarben, sein Blick leer.

Nach einer Weile fuhr er los:

“Was? Auf welche Idee kommen Sie da?!”

Der Atem ging schwerer, er hatte einen Asthmaanfall.

Er legte sich nieder, zog aus der Tasche seine Büchse, sich das Pulver daraus anzuzünden, und krümmte den Rücken, um die Nase daran zu halten und zu riechen. Dann flehte er mich mit gequälter Stimme im Ton wie von einer lädierten Orgel an, und Wogen gingen dabei von der Schulter zur Brust: ich solle wenigstens das unterlassen.

Vielleicht hatte ihn das Wort “Polizeipräsident” in Furcht versetzt, wenigstens erschien er eine Zeitlang nicht.

Am folgenden Tag besuchte ich Löwe. Auch er ist deutscher Jude und kam in Tulpes Erzählungen öfter vor. Der Mann kannte sich aus und war taktisch klug. Einflußreich in jüdischen Kreisen Tokyos, hatte er Tulpe protegiert. Ich kannte ihn auch und wollte seine Meinung einholen, was man von Tulpes Worten halten solle.

Löwe lebte in Wohlstand in einer Luxuswohngegend und trug elegante Kleidung. Wie bei Leuten seines Volks waren bei ihm, obwohl erst ein früher Vierziger, die Wangen bereits schlaff wie bei alten Leuten und die Mundfalten verzogen. Doch machte er den Eindruck eines Mannes von vitaler Energie, und in den hochgezogenen pflaumenrunden Augen stand ein ungewöhnlicher Glanz. Wenn man für gewöhnlich von strahlenden Augen spricht, denkt man an etwas wie Strahlen mit einem Brennpunkt, bei Leuten dieses Volks schien der ganze Augapfel, wie in Glas gefaßt, zu strahlen.

Er hörte sich meine Erzählung an und lachte dann los.

“Hahaha. Tulpe und verfolgt! Eine Wahnidee von dem! Opferwahn, nicht wahr. Ein guter Kerl, nur da ist ihm nicht zu helfen. Die Nazis hier in Tokyo haben viel zu tun und gar keine Zeit, so einen kleinen Fisch zu fangen.”

Dabei schien er sich an dies und das zu erinnern und lachte noch allein vor sich hin.

Dieser Mann war tüchtig, nahm, ganz im Unterschied zu Tulpe, Verbindungen in alle Richtungen auf und verhielt sich geschickt. Früher einmal, als er Studentenjahre in Rußland verbrachte, war ein Spionageverdacht auf ihn gefallen und er wurde außerordentlich schwer gefoltert. Der Vorfall soll in Europa großes Aufsehen erregt haben. Er sagte mir einmal: “Noch heute steht meine Gesundheit nicht zum besten – Wunden von damals.” Er schlug aus dem Lebensabschnitt Kapital und festigte damit seine Stellung in Japan. Kurz, er verkaufte sich als Antikommunist, traf Prominenz wie den Grandseigneur Toyama oder General Araki ^(Anm. 2) und wurde unter Japanern ein einflußreicher Mann. Damit entging er den Nachstellungen von seiten der Botschaft. Der Verlaß auf diese Japaner des *hakkō-ichiu*-Geists einer japanischen Welthege- monie war von der Wirksamkeit einer kugelsicheren Weste. Er ließ daher keine Gelegenheit verstreichen, immer neue Kontakte zur damaligen Herrscher- clique zu knüpfen. Auch mich schien er hierzu einmal, wie ich vermutete, als Instrument verwenden zu wollen. General Stoicescu¹, seinerzeit rumänischer Gesandter, forschte als Diplomat einer Achsenmacht über Bushidō und hatte eine umfangreiche Veröffentlichung dazu vorgelegt. Löwe hatte mir einmal vorgeschlagen, ob wir sie nicht gemeinsam übersetzen sollten: er könne Rumänisch und übernehme die rumänische Sprache, ich solle die japanische Sprache übernehmen. Er munterte mich auf: wenn die Übersetzung zustande käme, könne ich als Staatsgast nach Rumänien reisen.

Dieser Mann war wirklich kompliziert. Wenn er redete, verstand ich die Dinge oft nicht mehr. Er war Jude und zum Schutz seines äußeren Daseins geflissentlich um Verbindungen zur faschistischen Macht bemüht. Im Herzen, so war ohne Zweifel anzunehmen, war er heftiger Gegner des Nationalsozia- lismus. Er lieh mir Materialien, etwa Antinazi-Propaganda, die damals auch für mich schwer zu bekommen war. Einmal sagte er mir und zeigte dabei auf seine Brust:

“Was immer ich im Herzen denke, ist meine Freiheit.”

Was er eigentlich dachte, war mir nicht klar. Ich fragte daher einmal Petzold. Der gab mir den Rat:

1 Gheorghe G. Stoicescu war von 1936–1938 Gesandter in Tokyo.

“Vor Löwe sollte man sich in acht nehmen. Der Mann wählt seine Mittel nicht aus.”

Manchmal findet man Leute, die jüdisch sind und übel über Juden reden (wenigstens hat es sie damals gegeben). Löwe war auch ein solcher. Wenn er jedoch seinen Stamm schmähte, war den Worten einiges Selbstbewußtsein beigemischt.

Er erzählte mir einmal eine Anekdote.

“Juden haben einen Schuß Grips”, und meinte das im verächtlichen und auch wieder stolzen Unterton.

“Einen dummen Nazi zu überlisten ist einfach. Das größte Problem heute für deutsche Juden ist, wie man sein Vermögen ins Ausland schaffen kann. Einmal hat sich folgendes zugetragen.

Ein jüdischer Industrieller sann darüber nach, sein ungeheures Vermögen fortzuschaffen. Er kam auf die verwegene Idee, den Völkischen Beobachter dabei einzuspannen. Sie wissen, das Blatt ist Organ der Nazipartei, fast ein Amtsblatt. Das Judenverfolgungsorgan wollte er, mit anderen Worten, geschickt in seine Dienste nehmen.

Zunächst gab er in dem Blatt eine Annonce auf: er verkaufe die und die Fabrikeinrichtungen und erbitte Interessenten um gefällige Antwort der Kaufgesuche an den Verlag. Daraufhin löste er sein Gesamtvermögen in Bargeld ein und reiste damit durch Deutschland. Er tauschte es in den Städten nach und nach in Wechsel ein, legte sie unter Verwendung verschiedener Namen Briefen mit Kaufgesuchen im Sinn der genannten Annonce bei und schickte diese Briefe an den Völkischen Beobachter. Daraufhin bat er den Verlag, die gesamte dort gelagerte Post, die an ihn gerichtet war, in die Schweiz an den und den Ort weiterzuleiten. Er selber fuhr mit dem Betrag von zehn Mark, der ihm als mitführbare Summe bei Auslandsreisen gestattet war, in die Schweiz. Der Verlag hatte nichts gemerkt und alle Briefe in einem Päckchen, versehen mit dem Verlagsstempel “Völkischer Beobachter”, in die Schweiz geschickt. Wenn dieser Stempel einmal da ist, gibt es keine Überprüfung. Das Päckchen kam sicher bei dem Mann an. Er kaufte von den Wechseln Schweizer Währung und lebte in dem friedlichen internationalen Land ein ruhiges Leben. Natürlich geht so ein Trick nur einmal, bei seinem Erfinder.“

Während ich Löwe zuhörte, hatte ich den Eindruck, der Held der Geschichte könne der Erzähler selbst sein.

Turbulentes Europa – und unser allzu schlichtes einfaches Land. Immer wenn ich Geschichten dieser Art hörte, wurde ein Unruhegefühl, das ich für gewöhnlich in mir trug, in Schwingungen versetzt. Bei der Zuneigung, fast Verehrung, die wir für ein bestimmtes Ausland hegen, lieben wir nicht die

wirkliche Gestalt des Landes, sondern unsere Illusion, die wir von ihm haben. Die Nazi-Huldigung unserer Soldaten war hier am ausgeprägtesten. Dieser Wahn zog unser Land in eine wahnwitzige Lage hinein. Tulpe hatte früher einmal gesagt: "Japan verfolgt mit Plan Schritt um Schritt den Weg in den Untergang." Diese Prognose traf ins Schwarze.

Löwe meinte, ich solle mir keine Sorgen um Tulpe machen, und bewirtete mich derweil mit damals seltenen süß gekochten Früchten und anderem mehr; dabei hielt er auf dem Schoß ein entzückendes kleines Mädchen, sein ganzer Stolz.

"Dieser Mann" –, fuhr er fort, "wenn der nur etwas mehr seinen Grips anstrenge, er könnte viel sicherer leben! Ich werde auch darüber nachdenken. Irgend etwas sollte möglich sein."

Währenddessen fuhr er dem Mädchen über das flachsfarbene Haar und rieb seine Wange an ihrer.

"Sie müssen den nicht noch adoptieren. Eine Adoption ... hahaha!"

Das Mädchen war wirklich schön. Sie war jüdisch und hatte helles Haar, was auf eine Mischung bei den Vorfahren schließen ließ und für das Leben des Kinds ein Glück war. Das Gesicht war in Orient-Art leicht dickfleischig und doch engelhaft, wie auf einem Heiligenbild. Ich bat mir die Fünfjährige von dem hoffnungslos in sie vernarrten Vater aus, nahm sie mir auf den Schoß und schaukelte sie. Dabei hatte ich das Gefühl, daß der schillernde Charakter, den Löwe an den Tag legte, zweifelsohne auch diesem Umfeld entspringe.

Tulpe zeigte sich längere Zeit nicht, die Laufzeit seines Passes beschränkte sich mittlerweile auf nur mehr eineinhalb Monate. Ich beruhigte mich damit, daß in seiner Angst sicherlich ein gehöriges Maß an Übertreibung war und Löwe mit seinem großen Einfluß sich schließlich seiner angenommen hatte.

Damals berichtete die Zeitung von einem Vorfall. Herr X, ausländischer Lehrer an der Musikhochschule Tokyo und als Solist namhaft, hätte zu Haus mit einigen ausländischen Kollegen einen Abend verbracht und dabei um einiges Geld gepokert. Plötzlich sei ein Trupp von Polizisten hereingestürzt und hätte sie wegen Glücksspiel-Vergehens festgenommen.

Als ich den Artikel las, ahnte ich: jetzt kommt Tulpe wieder.

Zu jener Zeit waren, angefangen bei Herrn X, die ausländischen Musiker der genannten Musikhochschule nahezu ausnahmslos jüdischer Herkunft. Tulpe wird bestimmt denken, die politische Verfolgung erreiche sie auf diesem Weg.

Und richtig, an dem Abend kam er.

Damals hielt Warnalarm zwei, drei Tage an; inmitten der dunklen Stille waren ferne Stimmen von einer Luftschutzübung zu hören. Als er in mein Zimmer trat, spähte er nach draußen, schloß dann das Fenster und rief unvermittelt:

“Löwe hat mich verraten!”

Und ungehalten biß er sich auf die Zähne:

“Schon früher hielt ich ihn irgendwie für nicht ganz zuverlässig, beim Vorfall diesmal war es dann klar. Löwe hat mich zum Spion gemacht, der Mitteilungen unter Juden den Ämtern meldet. Ich bin wirklich in einer schlimmen Falle. Er hatte mich vor zwei Wochen einem gewissen Japaner von Einfluß empfohlen, der über das Judenproblem forscht, und mir gesagt, ich solle dort arbeiten. Ich kam der Empfehlung nach. Es wird, dachte ich mir, meine Stellung festigen, außerdem ist es – wie Löwe meinte – gut, den Japanern richtige Kenntnisse über dieses außerordentlich mißverständene Problem einzuflößen. Das jedoch war Löwes Taktik. Er verkauft Juden, die in Tokyo leben, an die Ämter, um damit seine Stellung zu festigen. Zudem hat er mich durch die Vermittlung an jene Stelle nach außen hin als einen Denunzianten hingestellt. Die genannten Musiker wurden am folgenden Tag alle wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie sollen über mich sehr zornig sein. Denn jeder hält nun mich für den Denunzianten, und ich habe keine Mittel, sie aufzuklären. Ich kann unter meinen Leuten in Tokyo nicht länger verkehren ...”

Wie immer hörte ich mir bis tief in die Nacht die endlosen Klagen an, die Tulpe mit hängendem Kopf vortrug; ich war ratlos, was ich davon halten sollte.

Nach all dem, was ich bisher gesehen und gehört hatte, konnte ich es nicht ganz ausschließen. Die Beziehung dieser Leute untereinander ist wahrhaftig höchst kompliziert und eigenartig. Ich konnte Löwe nicht für diesen gewissenlosen Menschen halten, doch immerhin hatte auch Petzold mich vor ihm gewarnt. Es mochte daher nicht bloß leerer Wahn sein, wenn Tulpe von Löwes Verrat sprach. Vielleicht hat sich am Ende meine Fürsprache gegen Tulpe gewendet. Einen Zeitungsartikel jedoch sofort mit dem eigenen Schicksal zu verknüpfen, konnte auch ein klassisches Symptom von Verfolgungswahn sein. War es nicht irgendwo Anzeichen einer Art von Fieber, wenn sich einem ringsum und überall dem Auge nicht sichtbare Teufelshände entgegenstreckten? Konnte er ohne diese Spannung sein schweres Seelenleben vielleicht nicht ertragen? War es am Ende so, daß sein Selbstwert stieg, je drastischer und realistischer er sich seine Verfolgung vorstellte, und er daraus ein zufriedenes Selbstbewußtsein schöpfte?

Er fuhr in einem Ton fort, der von der Erregung getrieben war, das Ziel seines Hasses gefunden zu haben:

“Früher hatte die deutsche Botschaft den mexikanischen Konsul ersucht, mich zu entlassen und dafür einen reinen Deutschen einzustellen. Schon hierbei war ohne Zweifel Löwe im Spiel. Damals hat sich ein betagter Hochschullehrer für mich eingesetzt, mit dem ich in homosexueller Beziehung stand, und ich war gerettet ...”

Geschichten dieser Art bekam ich oft zu hören. Auch über den betagten Hochschullehrer gab es recht sonderbare Gerüchte. Unter den ausländischen Japanresidenten hörte ich von Feindseligkeiten, mißhellen Übervorteilungen und uns harmlosen Japanern kaum vorstellbaren seelischen Verstrickungen penetranter widerlicher Art – und doch konnte ich mir kein klares Bild machen. Ich las nach dem Krieg Remarques *Arc de Triomphe* und dachte, daß die Gefühle unter Exilanten in West und Ost sich stark ähneln.

Als Tulpe seine Klage zu Ende geführt hatte, zog er aus der Tasche ein unbenutztes Kuvert. Er sagte, ich solle den Brief darin lesen.

“Ich habe das gestern abend geschrieben. Lesen Sie es, bitte! Unterschreiben Sie mit Ihrem Namen und schicken Sie es nach Deutschland!”

Ich war erstaunt.

“Wie, ich soll den Brief abschicken?”

“Ja. Ich habe ihn mit der Schreibmaschine geschrieben, damit man nicht weiß, daß ich es war.”

Der Brief war wie folgt.

“Liebes Fräulein Ida Einzig!”

Als ich die Anrede laut gelesen hatte, erklärte mir Tulpe: “Ida war meine Freundin.” Da mit “Freundin” eine Frau gemeint ist, zu der eine vertrauliche Beziehung besteht, war anzunehmen, daß auch dieser Frauenverächter, als er noch in der Heimat war, eine normale Romanze gehabt hat.

Er zeigte mir dann zwei Fotos. Auf dem einen war eine Frau mit einem runden Gesicht, nicht allzu hübsch.

“Das ist Ida. Sie ist Bildhauerin, hat in Lübeck ein Atelier. Hier ist eine Arbeit von ihr.”

Es war, in einem gotisch-futuristischem Stil, die nackte Gestalt einer Frau mit hoch erhobenen Händen.

“Liebes Fräulein Ida Einzig! Es mag Sie befremden, daß ein Ihnen unbekannter Japaner einen Brief an Sie richtet. Mein Freund, Leonhard Tulpe, hatte mir in leidenschaftlichen Worten der Bewunderung von Ihrer Kunst erzählt. Ich sah einige Fotos Ihrer Arbeiten. Sie drücken ein religiös mystisches Gefühl aus, das in vielem das Gefühl von uns Ostasiaten anspricht, und ich denke,

sie kündeten eine neue Richtung in der Kunst an. Es wäre für mich eine große Freude, wenn ich Ihre Werke noch mehr in Japan vorstellen könnte. Ich hoffe darauf, daß Sie mir Fotos Ihrer Figuren zusenden können.

P.S.: Wir haben leider keine Gelegenheit, deutsche Kunst mit eigenen Augen zu sehen. Herr Tulpe studiert intensiv japanische alte Kunst und meint, sie berühre sich in einigem mit dem Geist Dürers. Ich hege die Hoffnung, daß einer wie er die Kultur unseres Landes in Europa vorstellt.“

Ich las den Brief aufmerksam wiederholt durch und fragte dann:

“Was für ein Geheim-Code ist das?”

“Hier gibt es keinen Code”, antwortete er. “Kulturarbeit ist das. Ida erhält lediglich den Brief von einem Japaner in einer Zeit, da Deutschland darauf erpicht ist, Japan auf irgendeinem Weg in die Achse hineinzuziehen. Ida wird den Brief schon zu etwas nutzen.”

Ich fragte weiter:

“Und was soll hier der Zensurbeamte lesen?”

Tulpe lächelte selbstzufrieden und meinte:

“Mittlerweile gelte ich als Spion unter jüdischen Mitgenossen. Daran läßt sich nichts mehr ändern. Es bleibt nur übrig, diesen Sachverhalt mit List zu nutzen. Die einmalige Gelegenheit hierzu ist da. Der Zensurbeamte liest den Brief und wird notieren, der Mann Nr. so-und-so verkehrt eng mit Japanern und forscht über alte Kunst des Landes. Der Bericht geht an die Botschaft. Die ihrerseits ist von dem Mann positiv überzeugt, daß er in Wirklichkeit Spion ist und die jüdische Gruppe verrät. Was glauben Sie, ist der Schluß, den man auf der Botschaft daraus zieht? Der Mann soll japanisches Bürgerrecht erwerben, wir von der Botschaft hätten in Japan keinen besseren Verbindungsmann. – Oder etwa nicht? Ich werde niemals Verbindungsmann sein und keinen meiner Leute verkaufen. Doch da der Staat mich nun einmal mit Mitteln der Gewalt verfolgt, muß mir das Recht zustehen, mit allen erdenklichen Mitteln die Fessel zu zerschneiden. Endlich! Damit wird eine Einbürgerung möglich. Also, unterschreiben Sie hier, bitte!”

Und er drückte den Finger auf die freie Stelle am unteren Ende des Briefs.

Es war eindeutig ein Luftschloß, ein Produkt des Wahns – undenkbar, daß die Dinge diesen Lauf nehmen. Ich dachte, der Brief macht überhaupt keinen Sinn, gab jedoch seinem Verlangen nach und unterzeichnete, wie er mir gesagt hatte.

Er nahm den Brief froh zu sich, meinte: “Den werf ich besser ein”, und während er ihn einsteckte, fügte er noch hinzu:

“In Tokyo läuft gerade eine deutsche Kunstausstellung, auch Aquarelle von Dürer sind dabei. ‘Dürer’ ist für die Deutschen ein heiliger Name. Das Wort

‘Dürer’ im post scriptum wird bei den Zensurbeamten einen gewissen Eindruck machen.“

Schließlich kam sein Visumstermin. Ich machte mir große Sorgen, welchen Martern Tulpe nun erneut ausgesetzt wird. Doch wider Erwarten wurde sein Herzenswunsch erfüllt. Ihm wurde gestattet, die deutsche Staatsangehörigkeit abzulegen. Es war zweifelsohne das Resultat seiner eifrigen Bittgesuche; er glaubte jedoch, es sei aufgrund meiner Unterschrift gewesen.

Er dankte mir von Herzen und meinte:

“Endlich habe ich das gräßliche Ding von Staatsangehörigkeit abwerfen können – mir ist wirklich ein Stein vom Herzen gefallen.”

Er war nach der formalen Prozedur nun kein Deutscher mehr. Doch eine japanische Staatsangehörigkeit konnte er noch nicht erwerben. Ein Mensch ohne Staatsangehörigkeit war für mich etwas Udenkbares. Er meinte hingegen, wenn man von der einen Seite befreit wird, gäbe es zur anderen hin keine Notwendigkeit, und so ließ er in Zukunft von der Bitte um Adoption ab.

Er war stolz auf seine Staatenlosigkeit. Auf Briefen, die man in Kriegsjahren an einen Ausländer richtete, mußte man neben die Anschrift die Staatsangehörigkeit des Empfängers schreiben. Ich vermerkte auf den Briefen, die ich an Tulpe schickte, “staatenlos” und hatte dabei jedesmal ein eigentümliches Gefühl. Und auf den Briefen, die von ihm kamen, stand neben dem Absender immer in unbeholfener Schrift “staatenlos”.

Nach dem Krieg verließ er Japan. Seinem Geistesleben habe ich hier nur wenige Zeilen widmen können. Er hatte, da bin ich sicher, eine vornehme Seele, die Tiefe besaß. Er litt unter dem Haß und ertrug, auch wenn er manchmal von leeren Trugbildern heimgesucht war, das Exildasein doch in gesunder Verfassung bis zu Ende. Manchmal frage ich mich: “Kann ich in dieser nach wie vor unsicheren Welt nicht auch einmal in diese Lebenslage geraten –?”

(Erstdruck in: *Kaijō bungei*. Aprilheft 1949)

Anm. 1: Zu Bruno Petzold (1873–1949) siehe: D. Schauwecker: “Bruno Petzold – Teil I”, *OAG Notizen*, Nov. 2008, 10–32; “... Teil II (Buddhismus)”, *ebenda*, März 2009, 10–30; “... Teil III (Die Politik)”, *ebenda*, Dez. 2009, 10–41.

Takeyama schrieb 1963 über seinen Lehrerkollegen in “Erinnerungen an Professor Petzold” (Ken to jūjika – Doitsu no tabi yori 剣と十字架—ドイツの旅より, 文芸春秋社, Bungei Shunjū Sha 1963; Neuabdruck in: *The World of Petzold*, Nr. 2, 55f.); ich zitiere (nach dem Neuabdruck) den Passus ausführlicher, da die Mitteilungen die Erzählung in Hinblick auf ihren historischen Hintergrund ergänzen und zum

Verständnis einer Abgrenzung zwischen realer und fiktionaler Welt in der vorliegenden historischen Erzählung aufschlußreich sein dürften.

Ich sah, wie damals die deutschen Japanresidenten in Verwirrung und Konfusion gerieten. Ich kannte vor allem die Lehrer der ehemaligen Oberschule. Auch die, die anfangs Unwillen geäußert hatten, schwiegen ab irgendeiner Zeit ganz und von Widerspruch konnte keine Rede sein.

Es liegt mir nicht daran, allzu Ehrenrührißes über die Ausländer zu sagen, und ich übergehe hier nähere Angaben, habe dies bisher auch nicht getan; doch es gab eben auch recht viele Opportunisten unter ihnen. Von Hochschullehrern aus dem liberalen Lager hatte ich mir oft genug Vorträge über die Nazi-Ideologie anzuhören. Einer hiervon war in der Tat freundlich und mit profundem Wissen ausgestattet, doch begann er allmählich, übel über die Juden zu reden. Er stellte dann ein Lehrbuch "Deutsche antworten" für japanische Studenten her, schrieb darin in Frage-Antwort-Form über die Nazi-Ideologie und benutzte es im Unterricht. Bald nach dem Krieg hörte ich ihn sagen, er sei als Antinazi bekannt gewesen, und ich dachte mir: sieh da! Ich fragte ihn seinerzeit einmal: "Und was wollt ihr mit den Juden machen?"; er antwortete: "Aussterben lassen". Wenn ich heute daran zurückdenke, war das Gespräch, ehe die Gaskammern aufkamen.

In der "Japan Times" stand einmal ein Artikel, von einem Deutschen, der dem Deutschland-verbündeten Japan den Rücken gekehrt und es in Richtung Amerika verlassen hatte. Darin hieß es: "Jetzt, wo Deutschland im Zenit seiner Siege glänzt, sage ich voraus: 'Die Nazis werden in jedem Fall untergehen.'" Auf diese Weise haben vier Antinazi-Deutsche einer nach dem anderen Japan verlassen.

Nur einer blieb in Japan. Es war Professor Petzold, der unverblümte Nazikritik unbekümmert in der Öffentlichkeit äußerte und in seinem Alleinsein sich niemals gebeugt hat. Dieser Mann kannte keinen Kompromiß, gleich, welcher Art. "Wäre ich in der Heimat, lebte ich nicht mehr. Es geht mir noch einigermaßen, weil ich im Ausland bin", sagte er einmal. Aus nächster Nähe sah ich im einzelnen, wie der Professor litt. Wir [vom Kollegium der Oberschule Ichikō] gingen zum Kultusministerium und baten darum, dem Professor eine Auszeichnung zukommen zu lassen; er habe über zwanzig Jahre lang japanische Studenten ausgebildet und auch als Buddhismusforscher Leistungen erbracht. Dahinter steckte bei uns der Gedanke, daß in jenen Tagen, wenn der Kaiser Japans einmal die Auszeichnung gutgeheißen hatte, auch die deutsche Botschaft sich eines Zugriffs auf die Person enthalten wird. Unsere Aktion zeitigte Erfolg und Professor Petzold erhielt den Orden vierten Grads.

Später erfuhr ich, daß bereits früher, unter der Ägide des vormaligen Rektors, die deutsche Botschaft die Schule ersucht hatte, eine Beendigung der Tätigkeit Petzolds zu veranlassen. Der vormalige Rektor hatte dies jedoch abgelehnt: er nehme Anweisungen seitens einer ausländischen Botschaft nicht entgegen. Für die Zeit damals war die Antwort ungewöhnlich. ...

Anm. 2: Toyama Mitsuru (1855–1944), Araki Sadao (1877–1961), zwei maßgebliche Politiker

Nachwort des Übersetzers

Takeyama Michio (1903–1984) war Germanist und Schriftsteller. Er übersetzte in den japanischen Kriegsjahren, ab 1938, Werke von Henrik Ibsen, Albert Schweizer, für dessen Friedensidee er nach dem Krieg als Atombombengegner weiterhin eintrat, ferner von Thomas Mann und Friedrich Nietzsche, und warnte 1940 in einem Artikel deutlich vor dem Totalitarismus des deutschen Bündnispartners. In der Nachkriegszeit schloß sich Kritik am linken Totalitarismus des stalinistischen Sozialismus an.

Er lehrte – nach einem dreijährigen Aufenthalt in Berlin und Paris – von 1931 über zwanzig Jahre an der ehemaligen Vorbereitungsschule (Ichikō) der Kaiserlichen Universität Tokyo, nach dem Zweiten Weltkrieg dieser Universität als Studium generale-Programm (*kyōyōbu*) eingegliedert. An dieser liberal geführten gymnasialen Einrichtung hatte er Kontakt mit seinem ehemaligen Deutschlehrer Bruno Petzold, der in vorliegender Erzählung zweimal Erwähnung findet (siehe Anm. 1). Aus der Erfahrung der letzten Kriegsjahre, Gymnasiasten vorzeitig an die Front zu entlassen, entstand nach dem Krieg sein bekannter Jugendroman *Birmaharfe* (1948; zweimalige Verfilmung, deutsche Drehbuchübersetzung von Michael Hager, in: *Kleine Reihe*, Heft 13, Berlin, Mori-Ôgai-Gedenkstätte, 2000), in weiterer Hinwendung zur “lost generation” 1947 auch “Verlust einer Jugend” (*Ushinawareta seishun*), die Erzählung einer Liebe im NS-zeitlichen Deutschland. Es lag Takeyama mit letztgenanntem Zeitschriftenbeitrag und weiteren über das NS-Deutschland daran, dem japanischen Leser Schreckensseiten des ehemaligen Bündnispartners aufzudecken. Zu dieser Gruppe der Nachkriegsjahre zählt die hier vorgestellte Erzählung *Staatsangehörigkeit*. Arbeiten wie *Geistesgeschichte der Showa-Zeit*, 1956, und *Europareise*, 1957/9, machten Takeyama unter Lesern, denen an einer nachkriegszeitlichen geistigen und politischen Ortung Japans gelegen war, zum namhaften Autor jener Jahrzehnte. Die Schriften Takeyamas, der mehrfach mit Preisen ausgezeichnet wurde, sind in einer achtbändigen Gesamtausgabe (*Takeyama Michio chosakshū*, 1983) zusammengefaßt.

*

Die beiden jüdischen Namen in der Erzählung konnte ich in zeitgenössischen Quellen nicht auffinden. Der Druck auf deutsche Juden im mit Deutschland verbündeten Japan war eine heute vielfach belegte Aktivität der deutschen Botschaft und öffentlicher Einrichtungen wie des nationalsozialistischen Ortsverbands Yokohama / Tokyo, des nationalsozialistischen deutschen Lehrerbunds und vor allem des deutsch-japanischen Kulturausschusses seit dem Kulturabkommen beider Länder, 1938. Entsprechenden Berliner Druck auf die deutsche Botschaft in Tokyo hatte der Botschafter Herbert von Dirksen, der in dem Jahr Japan verließ, bis zu einem gewissen Grad abfangen können. Extremes Leid erreichte die Verfolgung im Frühjahr 1945, als Juden ehemals deutscher Staatsangehörigkeit durch offensichtliche Aktivität des SS-Offiziers Josef A. Meisinger von der japanischen Geheimpolizei in Haft genommen und im Gefängnis den amerikanischen Bombenangriffen ausgesetzt waren.

Über Greuelthaten des nationalsozialistischen Regimes in Europa war Japan, wie wir dieser Erzählung entnehmen, früh informiert. Bereits Mitte der 30er Jahre hatte auch eine Tokyoter Germanisten-Zeitschrift, „Dokubun hyōron – Deutsche Rundschau“, der Takeyama nahegestanden haben dürfte und die später unter dem Druck der deutschen Botschaft ihr anti-nationalsozialistisches Profil einbüßte, über das Konzentrationslager in Oranienburg bei Berlin berichtet. „The Japanese Advertiser“, ein weiterer Dorn im Auge aktiver deutscher Nationalsozialisten in Japan, berichtete schließlich mit deutlicher Kritik regelmäßig von Vorgängen im Hitlerdeutschland – weniger „The Japan Times“, die Takeyama im Zusammenhang eines Antinazi-Artikels erwähnt.

Die Erzählung schien mir übersetzenswert, da sie greifbar nah vor Augen führt, daß das deutsche NS-Regime die Politik seines Rassenwahns auch im fernen Japan verfochten hat und – trotz des Schutzes, den die japanische Seite in vielen Fällen geboten hatte, – in Städten wie Tokyo der Exilort zur Hölle werden konnte, wie wir das von jüdischen Fluchtstationen in anderen Ländern damals wissen, etwa Marseille.